

der „langen Dauer“ später auf den Punkt gebracht hat.

Dieses Spannungsfeld zwischen Raum und Gesellschaft als Pole der Geschichte wird im dritten Kapitel weiter diskutiert. Gesellschaft erscheint hier als Milieu und Raum als die darauf bezogene Umwelt, aus der sich (lokale) Mentalitäten und auch Wirtschaftsformen ergeben. Es verwundert nicht, dass im Folgenden die Fragen der Raumüberwindung und der Beschleunigung globaler Interaktion behandelt werden. Dabei setzt sich Braudel auch mit den verschiedenen geographischen und geopolitischen Schulen – und dabei besonders der französischen und deutschen Tradition – auseinander. In Kenntnis der Verweltgesellschaftung wehrt sich Braudel gegen die Vorstellung, dass die Schaffung geopolitischer Großräume einen Weg aus dem Raumhunger des globalen Kapitalismus wies. Anstelle von Utopie bzw. Dystopie der Autarkie plädiert er für eine humane Gestaltung der Geschichte des Menschen, in deren Zentrum Kooperation statt Konflikt als gemeinsame Geschichte der Zivilisation(en) treten könne. Hier deutet sich das Bild einer Geschichte der Menschen gegenüber einer von den Ereignissen beherrschten Nationalgeschichte an.

Auskünfte zu den persönlichen Prägungen Braudels findet man im Anschluss an die Vorlesungstexte in dessen autobiographischen Beitrag „Wie ich Historiker wurde“, der im Rahmen dieser Edition sinnvoller Weise erneut abgedruckt wurde. Peter Schöttlers Nachwort ordnet das von Braudel in den Vorlesungen und in die Méditerranée entwickelte Geschichtsbild mittels Einbezug weiterer Quellen in den Kontext der Kriegsgefängenschaft ein. Die

Entwicklung der Idee der langen Dauer am Beispiel des Mittelmeers als Flucht aus den Ereignissen des Krieges wird so veranschaulicht. So streckte sich in der Tat der Raum von Braudels historischem Blick von der Ostsee bis zum Mittelmeer, aber die dort jeweils erlebte Gegenwart war schon beim Überarbeiten der Vorlesungen selbst Geschichte. In der Überlagerung der Textschichten liegt mithin die Crux der Authentizität der Vorlesungen als Quelle zur Entschlüsselung von Braudels Gegenwartsdiagnostik in 1941 und den folgenden Jahren. Gleichwohl gibt es an dieser wichtigen Edition natürlich trotz meiner Pedanterie hinsichtlich der Datierung mehr zu loben als zu kritisieren.

**Frederick Cooper: Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive (= Globalgeschichte, Bd. 2), Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2012, 394 S.**

Rezensiert von  
Helen Schmitt-Lohmann, Wien

Bereits 2007 erschien unter dem Titel „Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History“ ein Essayband des Afrikahistorikers Frederick Cooper, der nun in deutscher Übersetzung mit dem Titel „Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive“ vorliegt. Etwa ein Viertel des Buches, nämlich die Kapitel 2, 3 und 4 wurden bereits an anderen Stellen veröffentlicht, doch in ihrem inhaltlichen Zusammenwirken mit den anderen fünf neuen Kapiteln sind sie so

interessant, dass ihrer Aufnahme in das Buch nichts Redundantes anhaftet, sondern bereichernd ist.

Bereits 1995 forderte Cooper gemeinsam mit Ann Laura Stoler, Kolonisierende und Kolonisierte gemeinsam zu betrachten, anstatt sie antagonistisch einander gegenüberzustellen.<sup>1</sup> Sieht man einmal von der Fallstudie zu Französisch-Westafrika in Kapitel 7 ab, löst Cooper diese Forderung in dem vorliegenden Essayband nicht ein. Vielmehr bilden methodologische und begriffliche Fragen den Kern dieses Buches, dessen Anliegen es ist, der Frage nachzugehen, wie man koloniale Gesellschaften untersuchen kann, und sich dabei der Tatsache bewusst zu sein, dass die eigenen analytischen Werkzeuge ebenfalls aus der Geschichte stammen (S. 21). Es ist dieser umfassende Anspruch Coopers, der „Kolonialismus denken“ zu mehr als einer Sammlung theoretischer Texte macht. Cooper hat ein Standardwerk für die neuere Kolonialismusforschung vorgelegt, das von dem Leser auf anspruchsvolle Weise fordert, die eigenen Modelle, Begrifflichkeiten und Konzepte einer gründlichen Reflexion zu unterziehen.

Bereits in der Einleitung unterstreicht Cooper, dass wenn Historiker Gegenwart und Vergangenheit zueinander in Beziehung setzen, dies aber ohne Berücksichtigung der im Zeitverlauf entstehenden Prozesse tun, Geschichtsschreibung ahistorisch werde (S. 39). Cooper diskutiert vier Spielarten ahistorischer Geschichtsbeachtung: Geschichten sammeln, chronologische Sprünge, rückwärts blickende Geschichtskonstruktion und den Epochen-Trugschluss.

In Kapitel 2, einer Art historischem Überblick über fünfzig Jahre „colonial

studies“, setzt sich Cooper mit dem Paradox auseinander, dass das Interesse an der wissenschaftlichen Erforschung des Kolonialismus gerade dann ihren Höhepunkt erreichte, als er politisch überwunden zu sein schien. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist der Aufsatz „Über die koloniale Situation“, den Georges Balandier bereits 1951 veröffentlichte. Der Aufsatz, der bereits die gemeinsame Betrachtung von Kolonisierten und Kolonisatoren in einem analytischen Raum forderte, blieb in seiner Zeit weitgehend ohne Echo. Cooper betont immer wieder die Zeitgebundenheit der wissenschaftlichen Schwerpunktsetzung, ohne dabei zu vernachlässigen, dass es sich durchaus um konkurrierende und widerstreitende Ansätze handelt und nicht um eine Abfolge von Paradigmenwechseln.

Der zweite Teil des Buches setzt sich kritisch mit Schlüsselbegriffen auseinander, die in der aktuellen Forschung Konjunktur haben, nämlich Identität, Globalisierung und Moderne. Cooper bezieht diese Erkenntnis aber ausdrücklich nicht ausschließlich auf die Kolonialismusforschung, sondern bezieht andere Wissenschaftszweige mit ein. Jedem der drei Begriffe ist ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem Cooper versucht, die analytischen Möglichkeiten, aber auch die Grenzen dieser Termini deutlich zu machen. Denn er bemängelt, dass Identität, Globalisierung und Moderne ihre analytische Schärfe eingebüßt hätten und Zusammenhänge eher vernebeln würden, als sie zu erhellen. Dabei geht es ihm nicht um die Kritik an einzelnen Konzepten oder Definitionen, noch versucht Cooper eigene Angebote in diese Richtung zu unterbreiten. Vielmehr geht es ihm um eine Diskussion von analyti-

schen Werkzeugen. Im dritten und letzten Teil des Buches will Cooper Alternativen zu einer Geschichte des unausweichlichen Aufstiegs des Nationalstaats entwickeln. Er schlägt dabei in Kapitel 6 den Bogen vom Römischen Reich bis zum Britischen Commonwealth und veranschaulicht eindrücklich, wie diese Imperien auf unterschiedliche Weise mit ihrer diversen Bevölkerung umgingen. Im siebten Kapitel verlässt Cooper das Feld der theoretischen Überlegungen und beleuchtet die Bedeutung der Arbeiterstreiks in Dakar 1945/46 in Französisch-Westafrika für das Ende der Kolonialherrschaft 1960. Ihm gelingt es zu zeigen, wie sich die Arbeiterbewegungen in ihren Forderungen nach Lohngleichheit innerhalb des Imperiums, und damit letztlich nach Gleichheit, dem sprachlichen Repertoire des französischen Nachkriegs-Imperialismus bedienten. Sie zwangen die französische Regierung damit sich entweder von der Vorstellung eines größeren Frankreichs zu lösen oder der Bevölkerung in der Metropole enorme Mehrkosten zuzumuten. Letztendlich, so Cooper, sei die Konsolidierung der nationalen Vorstellungen Frankreichs eng mit der Entstehung afrikanischer Nationalstaaten verknüpft gewesen.

Der Autor fordert seinen Leser auf, immer wieder die eigene Arbeits- und Sichtweise einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Es sind diese Überlegungen, die „Kolonialismus denken“ zu einem wichtigen und unbequemen Buch machen. Coopers eindringliche Mahnung, präzise analytische Kategorien zu verwenden und sich nicht blind auf etablierte Termini zu verlassen, erscheint zunächst wie ein Allgemeinplatz wissenschaftlichen Arbeitens, doch gelingt es ihm, seinen Standpunkt überzeugend

darzulegen. Es mag Cooper zum Vorwurf gemacht werden, dass er in seinen Vorschlägen zu differenzierter Begrifflichkeit zu vage bleibt. Doch vielleicht ist es gerade das, was seiner Forderung nach neuen, analytischen Kategorien Rechnung trägt. Denn damit fordert er von seinen Leserinnen und Lesern, selbst zu denken und zu hinterfragen anstatt Begriffe einfach zu übernehmen.

Die gelungene Übersetzung ins Deutsche wird das anspruchsvolle Buch sicher einem breiteren Leserkreis öffnen. Die umfangreichen Anmerkungen und Literaturhinweise geben wertvolle Anregungen zur weiteren Auseinandersetzung mit dem Thema Kolonialismus. Die Verwendung des Begriffs Essayband darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle Aufsätze, auch die bereits veröffentlichten, mit einander in Beziehung stehen und Bezug aufeinander nehmen. So kann man sicher gewinnbringend ausgewählte Texte des Buches lesen, liest man aber das ganze Buch, so wird einen klar, dass Cooper hier ein Standardwerk der neueren Kolonialismusforschung vorgelegt hat, das wichtige Impulse über die Geschichtswissenschaft hinaus liefert.

Anmerkung:

- 1 F. Cooper, A. L. Stoler, *Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda*, in: dies. (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997, S. 1-56.